

Herausgegeben von  
Frauke Höntzsch, Martin Oppelt,  
Adrian Paukstat, Paul Sörensen

# Theoretische Manöver. Politische Ideengeschichte im Deutungskampf

## **Theoretische Manöver**



# **Theoretische Manöver**

Politische Ideengeschichte im Deutungskampf

Herausgegeben von

Frauke Höntzsch

Martin Oppelt

Adrian Paukstat

Paul Sörensen

Um aus dieser Publikation zu zitieren, verwenden Sie bitte diesen Link:  
[<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:384-opus4-1236085>]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

*Der Gesamtband wird von den Herausgeber:innen, die jeweiligen Beiträge von den Autor:innen Open Access unter der Lizenz CC-BY-NC-4.0 veröffentlicht. Alle Text- und Bildzitate sind urheberrechtlich geschützt.*

© 2025

Herausgeber:innen und Autor:innen

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783819241956

# Inhalt

Zur Einleitung	5
I. Deutungskämpfe im Arsenal	
Wie viel Konflikt verträgt die Politie? Hannah Arendt und Dolf Sternberger im Disput über die gute Ordnung <i>Grit Straußenberger</i>	11
Vereint und versöhnt? Umkämpfte Semantiken der Verbündung <i>Eva Marlene Hausteiner</i>	27
Machiavelli als stumpfe Waffe? Disqualifikation eines Klassikers (Marianne Weickert, René König, Wilhelm Waetzoldt) <i>Christian E. Roques</i>	41
Montesquieu gegen Machiavelli. Judith Shklars ideenpolitische Auseinandersetzung mit der Cambridge School <i>Rieke Trimçev</i>	61
Der kurze Sommer der Demokratie. Die vergessene Vorgeschichte der US-amerikanischen Gründung <i>Dirk Jörke</i>	79
Abwehr oder Vernichtung? Zum Streit zwischen Hermann Heller und Carl Schmitt <i>Reinhard Mehring</i>	93

## II. Deutungskämpfe im Archiv

Der Sinn der Geschichte: Hegels objektiver Geist der Freiheit  
und die Perspektiven eines liberalen Narrativs 113  
*Karsten Fischer*

Zur Politik des Privatrechts. Otto von Gierke und die Entstehung des  
Bürgerlichen Gesetzbuchs im Lichte einer Ideenpolitik des Privateigentums 133  
*Max Klein*

Hannah Arendt – Denkerin der Freundschaft 149  
*David Terwiel*

Kampf dem preußischen Obrigkeitsstaat.  
Verwaltungsföderalismus bei Remigranten aus den USA 1930–1960 163  
*Siegfried Weichlein*

Politische Rhetorik bei Tocqueville und Marx 183  
*Harald Bluhm*

## III. Die Disziplin im Deutungskampf: Über Archiv und Arsenal (hinaus)

Von Weimar und Wien nach Berlin... 201  
Präfigurative politische Ideengeschichte am Beispiel demokratischen Eigentums  
*Paul Sörensen*

„Gedanken, die sich selber nicht verstehen“ 223  
Zur utopischen Zitierbarkeit von Archiv und Arsenal  
*Adrian Paukstat*

Politische Ideengeschichte als Erfahrungsspeicher 243  
*Martin Oppelt*

Gründeln statt Begründen.  
Politikwissenschaftliche als postmoderne Ideengeschichte 259  
*Frauke Höntzsch*

# **Machiavelli als stumpfe Waffe?**

## **Disqualifikation eines Klassikers (Marianne Weickert, René König, Wilhelm Waetzoldt)**

*Christian E. Roques*

In seinen Texten zur Praxis der Ideengeschichte hat ihr Marcus Llanque prominent eine doppelte Funktion zugeschrieben: als Archiv und als Arsenal (Bluhm/Fischer/Lanque 2011: X; Llanque 2010: 100; 2008: 1). Innovativ – als Weiterentwicklung der von Herfried Münkler bemühten „Laboratorium“-Metapher – war vor allem die Einführung der „militaristischen Metaphorik“ des Arsenal, die den Akzent auf die agonale Dimension der Ideengeschichte legt: „Die Ideengeschichte ist somit im doppelten Sinn eine Waffe: erstens, da die Analyse von zeitgenössischen Konflikten selbst Bestandteil politischer Auseinandersetzung war und politische Theorien intervenierend mit Blick auf die jeweilige historisch-politische Ordnung formuliert wurden [...]; zweitens, da die Bezugnahme auf die Ideengeschichte in ihrer Rezeption diese selbst wieder zum Instrument werden lässt“ (Hidalgo/Höntzsch/Salzborn 2012: 178).

Die Arsenal-Metapher soll im Folgenden aufgegriffen werden, um das Problem der Kritik am Waffenbestand zu diskutieren. Ein Arsenal versammelt Waffen für den Kampf. Manche gelten als Meisterstücke – wie die präzisen Florette aus Toledo oder die zerstörerische Atombombe. Auch am Eingang zum ideengeschichtlichen Arsenal steht solch eine wundervolle und faszinierende Waffe, eine der mächtigsten Kanonen unseres Fachs: die ‚Niccolo Machiavelli‘, nach dem Namen des oft beschworenen Erfinders einer ‚Wissenschaft der Politik‘ aus dem 16. Jahrhundert. Jede Person, die sich im Arsenal der politischen Ideen für den Kampf rüsten will, muss an dieser goldenen Kanone vorbei – und bleibt oft voller Verwunderung davorstehen, ob ihrer reichen und expressiven Verzierungen und ob der schillernden Patina, die sich über Jahre und Jahre der mehr oder minder intensiven Benutzung gebildet hat.

In der Logik der Arsenalmetapher ist eine Waffe aber nur von Interesse, solange sie einsatzfähig und im besten Fall erschlagend ist. Es ist aber auch vorstellbar, dass ein Waffenmeister oder eine Waffenmeisterin des Fachs eine Waffe nach

Untersuchung als überholt, antiquiert oder beschädigt einstuft und somit für den effektiven Einsatz disqualifiziert.

In den folgenden Ausführungen soll ein Beispiel solch eines Disqualifikationsdiskurses anhand von drei ‚Waffenmeister-Berichten‘ untersucht werden: den Machiavelli-Büchern von Marianne Weickert, René König und Wilhelm Waetzoldt. Die drei Bücher zeigen Facetten eines gemeinsamen Diskurses: Sie entstehen in einem beschränkten Zeitrahmen (zwischen 1937 und 1943), und König und Waetzoldt beziehen sich ausdrücklich auf die Analyse von Weickert. Die Argumente kumulieren sich also über die untersuchte Zeitspanne. Und doch liegt der Hauptakzent der Disqualifikation in jedem Buch auf unterschiedlichen Punkten: bei Weickert auf den Besonderheiten der literarischen Form von Machiavellis *Principe*, bei König auf Machiavellis Ästhetizismus, bei Waetzoldt auf seiner unüberwindbaren Zeitgebundenheit.

### **1. Disqualifiziert durch seine Form: Marianne Weickerts literarische Analyse des *Principe***

Den Ausgangspunkt des Diskurses bildet ein kleines Büchlein von 119 Seiten, das 1936 in Würzburg erscheint, aber vor allem eine Dissertation der philologisch-historischen Abteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig ist. Über die Autorin, Marianne Weickert, wissen wir nicht mehr, als das, was sie selbst im „Lebenslauf“ am Ende ihrer Arbeit angibt: 1911 in Leipzig geboren, in Heidelberg und Leipzig Germanistik, Englisch, Geschichte und vergleichende Literaturwissenschaft studiert, 1935 das Staatsexamen für das höhere Schulamt bestanden – und schließlich ihre Dissertation 1936. Der Betreuer der Arbeit war der Kunsthistoriker Johannes ‚André‘ Jolles, die anderen Gutachten zur Dissertation wurden vom Soziologen Hans Freyer und vom Romanisten Eduard von Jan verfasst.

Das Originelle im Ansatz von Marianne Weickert besteht darin, dass sie sich für *Die literarische Form von Machiavellis ‚Principe‘* interessiert (so der Titel) und sie dieses Werk einer „morphologischen Untersuchung“ (so der Untertitel) unterwirft. Weickerts zentrale These lautet: Der *Principe* ist kein politisches Traktat, sondern ein literarisches Kunstwerk. Das hat Folgen: Er ist als politische

Theorie nicht mehr anschlussfähig – Machiavelli wird damit als politischer Denker disqualifiziert.

Ihre Fokussierung auf den *Principe* leitet Weickert aus einer ersten Überlegung zum Zusammenhang von Autor und Werk in der Geistesgeschichte ab. Auf die Frage nach dieser Beziehung gebe es zwei typische Antworten, die Weickert anhand von Cervantes und Kant illustriert: einerseits tritt Cervantes hinter seinem *Don Quichotte* zurück und ist somit *nur* „der Verfasser des Don Quichotte“; demgegenüber wird Kant als Autor und Einheit eines breiteren Werkes angesehen, er ist also zuerst „der große deutsche Denker“, von dem u. a. die *Kritik der reinen Vernunft* stammt (Weickert 1936: 3). Bei Machiavelli fallen jedoch beide Typen zusammen: Er wird als politischer Denker aber vor allem auch als „Verfasser des Principe“<sup>1</sup> verstanden. Aufgrund dieser Verflechtung werde der *Principe* oft so interpretiert, dass Machiavelli darin nicht als Denker ein theoretisches Problem diskutiere, sondern in diesem Traktat seine persönliche Überzeugung offenbare. Diese Fokussierung auf den Verfasser habe daher zur einzigartigen Situation geführt, dass „der Name ‚Machiavell‘“ als Autor des *Principe* ein Eigenleben entwickelt hat, das vom historischen Machiavelli zu unterscheiden sei:

„Der Principe allein aber ist das Werk, wodurch ein Machiavell in Anführungsstrichen überall, wo wir es mit Politik zu tun haben, eine ungeheure Wirkung ausgeübt hat. Verdankte auch dieser ‚Machiavell‘ seinen Ruf – und seinen Verruf – diesem Werke, so wurde doch nur ‚Er, seine Ansichten und seine Absichten‘ in diesem Werk gesucht und gefunden.“ (Ebd.: 4)

Der Anspruch, den denkenden Staatsmann in seinem Werk zu erkennen, konnte, so Weickert, nur zur Verleumdung des Florentiners führen, die die Kritik am „Machiavellismus“ trägt: „‚Machiavell‘ ist der ruchlose Verbrecher, der rüddige Hund“ (ebd.: 7). Und selbst die positive Rezeptionstradition des *Principe*, die Weickert auch nachzeichnet, ist auf gleiche Weise auf den Text als Ausdruck der Person des Autors fokussiert und führt somit zum gleichen Problem, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen.

In allen Fällen komme dem *Principe* in der Rezeptionsgeschichte Machiavellis aber eine besondere Stellung zu. Und daraus leitet Weickert die Notwendigkeit ab, dieses Buch einer eingehenderen Untersuchung zu unterziehen, und ihr expliziter Anspruch ist es somit, „nach den Methoden der vergleichenden Literatur-

---

<sup>1</sup> Der Buchtitel *Principe/Il Principe* ist in Weickerts Text nie kursiv gesetzt.

wissenschaft ein Urteil zu gewinnen über ein Werk, das bisher immer an erster Stelle nach politischen Gesichtspunkten gewertet wurde“ (ebd.: III).

Ausgangspunkt der Analyse ist die Unterscheidung zwischen *Schrift* und *Buch*. Eine Schrift sei ein argumentativer, zweckgerichteter Text, der die Welt auffordere, „sich mit ihr auseinanderzusetzen“, der daher immer darauf ausgerichtet sei, „von außen erfasst und ‚verstanden‘ zu werden“. Sie sei also immer Teilstück in einem größeren Zusammenhang: dem Denken der dahinterstehenden Denker. Eine Schrift kann also immer diskutiert und widerlegt werden:

„Eine Schrift enthält also eine bestimmte Denkrichtung, die weiter gedacht, vertieft und fortgeführt werden soll; ihre Gedankenführung gleicht daher einer Linie, die nicht in sich zurück, sondern weiter läuft und zuletzt über sich selbst hinaus weist.“ (Ebd.: 13)

Demgegenüber sei ein Buch eine „Welt für sich“, die als „selbstgenugsame [sic] Einheit“ in sich selbst ruhe (ebd.):<sup>2</sup>

„Ein Buch kapselt sich gegen die Welt, in der Welt sogar gegen seinen Verfasser ab, es ist nicht nur in sich abgeschlossen, sondern in sich verschlossen. Seine Gedankenwelt kann nur als Ganzes, niemals losgelöst oder vereinzelt begriffen werden, sie ist deshalb auch nicht diskutierbar oder widerlegbar, sie kann nicht fortgeführt werden, sondern nur gedeutet als Ganzes.“ (Ebd.)

Weickert stellt fest, dass die Tradition „bisher an den *Principe* als eine Schrift herangegangen ist und so den Verfasser suchte, dessen Gedanken man in dieser Schrift zum Ausdruck gebracht und niedergelegt sah“. Die zentrale These ihre Dissertation besteht aber in der Behauptung, der *Principe* sei ein Buch im eben definierten Sinne, woraus grundlegende Konsequenzen zu ziehen seien:

„Ist der *Principe* aber ein Buch [...] dann bezweckt er nichts, dann liegt ihm keine versteckte Absicht zugrunde, *dann kann er nicht eingeordnet werden in ein System politischer Wissenschaft*, dann kann er nicht weiter gedacht werden, nicht Neues und Anderes sich daraus entwickeln.“ (Ebd.: 14; Hervorhebung d. A.)

Der *Principe* ist somit nicht als Traktat zu lesen, sondern als „Kunstwerk“ zu deuten. Eine Idee, die Weickert beim „gründlichsten Kenner Machiavellis über-

---

<sup>2</sup> Beide Ausdrücke stammen aus Hans Freyers *Theorie des objektiven Geistes* (1923: 56).

haupt“, seinem Biografen Pasquale Villari, bestätigt sieht, der in seiner Biografie schrieb: „Jede Seite leuchtet durch Formschönheit und das Ganze erscheint manchmal wie ein Kunstwerk“ (ebd.: 14).<sup>3</sup>

Um das Wesen des *Principe* als Buch, also als eigengesetzliches Kunstwerk nachzuweisen, konzentriert sich Weickert auf eine „Untersuchung der Form“ (ebd.: 15). Unter dem Blickwinkel der „Komposition“ sieht Weickert das Buch eindeutig in zwei Teile gegliedert, die auch den beiden Titeln entsprechen, die Machiavelli für seine Arbeit angeführt habe: der erste Teil sei das „trattato dei principati“ und beschreibe die Konstitution von Fürstentümern, der zweite Teil entspreche dem „trattato del principe“ und konzentriere sich auf die Person des Fürsten. Doch zerfalle das Werk nicht in zwei verschiedene, „nicht unbedingt zusammengehörige Teile“, denn die Komposition des Werkes (die Weickert detailreich analysiert) sei so angeordnet, „dass sich daraus eine höhere Ganzheit“ (ebd.: 26) ergebe: Als Bindeglied zwischen den beiden Teilen erhebe sich im Werk die Figur des Fürsten, „die wir ihrem literarischen Formcharakter nach als Gestalt zu bezeichnen pflegen“ (ebd.: 27).

Der *Principe* ist also der Held von Machiavellis Buch. Und der Ort, an dem diese Figur entsteht und sich das Buch als Buch erweist, ist für Weickert das 7. Kapitel, in dem sich „der Bruch der beabsichtigten und die Erhebung der neu einsetzenden Form“ (ebd.: 48) vollzieht. Weickert bestreitet auf keinen Fall, was Machiavellis ursprüngliche Absicht war: „eine ‚Abhandlung‘, eine Schrift zu verfassen“ (ebd.: 27). Doch fallen beim *Principe* Intention und Resultat am Ende weit auseinander:

„Es sieht demnach so aus, also ob Machiavellis Absicht, ein ‚trattato‘, eine Schrift zu verfassen, zweimal mißglückt sei, als ob jedesmal von sich aus das Werk ihm unter den Händen zu etwas anderem wurde, seine Absicht durchkreuzte, damit aber auch über seine Absicht hinaus wuchs.“ (Ebd.: 28)

Die Feststellung ist für Weickert umso unproblematischer, als „die Tatsache, daß die Eigengesetzlichkeit einer Form die Absicht des Schriftstellers oder des Redners durchkreuzt, [...] in der Literaturwissenschaft nichts Neues [ist]“ (ebd.).

Der Bruch, d. h. der Übergang von einer Form zur anderen, vollziehe sich im 7. Kapitel: der Rückgriff auf die Figur Cesare Borgias als (gescheitertes) Beispiel

---

<sup>3</sup> Weickert zitiert die deutsche Übersetzung der Machavelli-Biographie von Villari (1877: Vol. II, 377).

führe Machiavelli aus der „beratenden Rede“ (nach aristotelischem Beispiel) hinaus und in die „literarische Tätigkeit“. Der Leser sei nicht mehr bemüht, aus dem besonderen Beispiel etwas Allgemeines abzuleiten, sondern strebe nur noch danach, es in seiner Besonderheit zu verstehen, darzustellen, auszumalen. Die literarische Form nehme Überhand:

„Kampf des Helden mit einem Gegner um ein schwer zu erreichendes Ziel, hat sich besonders zu *Il Principe* und seinem Kampf mit der Fortuna um Italien. Gestalt und Stoff beherrschen die Komposition und geben, obgleich Machiavelli äußerlich die dialektisch-rhetorische Methode der Form ‚beratende Rede‘ beibehält, dem Werke sein Gepräge, seine literarische Form, machen es zu einem Gebilde, das als selbstgenügsame [sic] Einheit in sich ruht: zu einem Buche.“ (Ebd.: 51)

Das Fazit ist somit eindeutig: „Machiavellis *Principe* ist ein literarisches Kunstwerk“ und mit dem Fürsten haben wir „eine literarische Gestalt aus einem Werk der Renaissance“ vor uns (ebd.: 109).

Und damit stünden am Ende der Untersuchung insgesamt zwei Gestalten vor uns: „die aus der *Schrift* hergeleitete Gestalt des ‚bösen Machiavell‘, die sich auf den Verfasser beziehen soll, und die aus dem *Buche*, dem ‚literarischen Kunstwerk der Renaissance‘ erwachsene Gestalt: *Il Principe*. Diese beiden Gestalten jedoch [...] sind nicht identisch“ (ebd.: 110; Hervorhebungen d. A.). Denn Machiavelli zeige sehr eindeutig, dass der *Principe*, der Held des Buches, sowohl Fuchs als auch Löwe in einer Person sei müsse, während „Machiavell“ seine Anrückigkeit daraus zieht, nur zynische Machtpolitik zu pflegen, also Fuchs zu sein. Und genau darin liegt in Weickerts Augen die Tragik der Rezeptionsgeschichte:

„Daß jedoch, nachdem in dem Buche ‚*Il Principe*‘ Machiavellis schreckliche Gegnerin Fortuna durch den Helden *Il Principe* besiegt wurde, nicht der Name des Siegers weiterlebt, nicht der Fuchs *und* der Löwe, sondern allein der *Fuchs* unter dem Namen ‚*Machiavell*‘ – diese Tatsache, die einer gewissen Tragik nicht entbehrt, heißt in Machiavellis eigener Sprache: ‚una grande e continua malignità di Fortuna‘.“ (Ebd.: 111)

Die Machiavelli-Rezeption leidet für Weickert somit an einem doppelten Defekt: Einerseits hat sie den Denker Machiavelli mit dem Autor des *Principe* „Machiavell“ gleichgesetzt und somit eine rein negative Perspektive auf das Denken und den Einfluss dieses „Scheusals“ (ebd.: 109) gefördert, andererseits hat sie den *Principe* als ein Werk der politischen Theorie, als *Schrift* missverstanden und

nicht sein Wesen als *Buch* gesehen, das somit als „literarisches Kunstwerk“ nicht diskutiert und widerlegt werden, sondern nur noch in seiner Ganzheit akzeptiert und gedeutet werden konnte. Der *Principe* wird zur Fiktion, zum Roman und ist als Klassiker der politischen Theorie nicht länger zu gebrauchen.

Marianne Weickert scheint nie einen anderen Text als ihre Dissertation veröffentlicht zu haben. Der innovative und etwas ikonoklastische Ansatz ihrer Arbeit hat ihrem kleinen Buch aber eine ziemlich interessantes Schicksal beschieden: Es wurde in Deutschland besprochen (Buck 1938) und fand Eingang in die zeitgenössische Machiavelli-Literatur (wie wir gleich bei König und Waetzoldt sehen werden), aber die Rezeption schwappte auch über den deutschen Raum hinaus und erstreckte sich auf die ganze Welt: nach Frankreich<sup>4</sup>, nach England (Ady 1938) und sogar in die Vereinigten Staaten (Bigongiari 1938) – und in allen Rezensionen wird die Originalität des „morphologischen Ansatzes“ gewürdigt, auch wenn die disqualifizierende Konsequenz eher bestritten wird. In Deutschland hingegen wurde eben dieser Argumentationsstrang wieder aufgegriffen.

## **2. Disqualifiziert durch seinen Geist: René Königs Kritik an Machiavellis politischem Ästhetizismus**

Weickerts Argument wird vier Jahre später von René König in seiner 1940 im Exil verfassten Machiavelli-Studie wieder aufgegriffen und radikalisiert (König 2013). René König residiert zu diesem Zeitpunkt seit drei Jahren in der Schweiz. Er hatte dort nach verschiedentlichen Anfeindungen und Attacken in der SS-Zeitschrift *Das schwarze Korps* und nach anderen „Hinweisen auf eine konkrete Gefährdung“ in den Jahren 1936/37 Zuflucht gefunden (Ziegler 1998: 23). 1938 hatte er sich in Zürich mit seiner *Kritik der historisch-existenziellistischen Soziologie* habilitiert, für die er seine ursprünglich nur auf Durkheim fokussierte Arbeit um einen ersten Teil erweiterte, der sich mit Hans Freyer und Carl Schmitt auseinandersetzte (König 1998). Nach eigenem Bekennen war dann auch sein Buch zu Machiavelli 1941 eine Reaktion auf das Machiavelli-Buch von Hans Freyer,

---

<sup>4</sup> Das Buch wird von den Zeitschriften *Humanisme et Renaissance* (IV (4), 1937) und *Revue historique* (180 (2), 1937) zwar nicht besprochen aber zumindest als „Neuerscheinung“ erwähnt.

der zwei Jahre zuvor den Florentiner für ein regimelegitimierendes Großraumdenken in Dienst genommen hatte (Roques 2018).<sup>5</sup>

König argumentiert daher gegen eine direkte Verwendbarkeit von Machiavellis politischen Theorien, wenn er, wie Weickert, von der Unterscheidung zwischen ‚Machiavelli als Autor‘ und ‚Machiavelli als Denker des Machiavellismus‘ ausgeht und konstatiert, dass, wer sich für Machiavelli interessiert, zuerst einmal mit einer Legende konfrontiert ist: „Machiavelli hat das Schicksal gehabt, vor allem als Name in die Geschichte einzugehen, womit seine Wirklichkeit von vornherein legendenhaft verschleiert wird“ (König 2013: 11). König stellt sich daher explizit in die Tradition jener Bewegungen, die hinter die „Legende“ des Machiavellismus zurückgegangen seien und Machiavelli grundlegend historisiert hätten. Dies sei bei den „deutschen Romantikern“ (Herder, Hegel, Fichte) und mehr noch bei den Denkern des *Risorgimento* der Fall gewesen. Bei Letzteren verband sich die historisierende Perspektive auf Machiavelli mit einer ‚politischen‘ Verwendung, die den Florentiner durch ein ‚ästhetisches‘ Objektiv erfasst habe: „Die Realpolitik wird gesehen durch die Schleier eines ästhetischen Traums vom wiederaufgestandenen Italien, der gerade auch ein kultureller Neubeginn ist“ (ebd.: 55). Vor allem der Dichter Francesco de Sanctis habe die ästhetische Dimension des Machiavellischen Denkens erkannt:

„Er zeigt ihn als den großen Realisten des verwesenden Mittelalters [...] Da aber nichts da war, das man dem zersetzenden Mittelalter hatte entgegensetzen können, flüchtet Machiavelli wie Boccaccio in die Ironie. [...] So ist in seinem Principe eine poetische und divinatorische Erhöhung des Lebens wirksam, ähnlich wie bei Dante. Nur dass eben zwischen ihm und Dante die große Verderbnis Italiens steht mit Lorenzo de' Medici und Boccaccio, die ihm den dunklen ordnenden Ernst der Divina Commedia nimmt und sie durch eine utopische Vision ersetzt, die sich an der Unzulänglichkeit der Menschen und der Umstände mit einem bösen ätzenden Witz rächt und schadlos hält.“ (Ebd.: 41–42)

In direkter Kontinuität mit dieser Auffassung kann René König somit seine eigentliche These einführen:

„Damit übernehmen wir aus dem Bisherigen den Gedanken der Krisenstruktur der Renaissance, werden aber im Gegensatz zu allem ‚Realismus‘ gerade die ‚irrealen‘

---

<sup>5</sup> Für eine etwas andere, stärker auf Schmitt zentrierte Interpretation von Freyers Buch vgl. Mehring 2011.

Momente des machiavellischen Denkens herauszuheben haben, die ein viel stärkeres Krisenindiz darstellen als die moralisch anrühigen Ratschläge seines Principe“. (Ebd.: 48)

Königs Beweisführung läuft also darauf hinaus, dass Machiavelli nicht als Theoretiker des politischen Realismus aufzufassen ist, sondern als politischer Ästhet, der sich die Realität nach ästhetischen Prinzipien zurechtbiegt und der Tatsächlichkeit größtenteils enthoben ist. Diese Argumentation stützt sich aber nicht auf die Analyse von Machiavellis Schriften, sondern auf die Idee, dass Machiavelli im Endeffekt nur ein typischer Vertreter seiner Zeit sei: Daher beginnt die eigentliche Untersuchung mit einer Analyse der „Krisenstruktur der Renaissance“ – so der Titel des 4. Kapitels, das fast ein Drittel des Buches ausmacht.

Diese Herangehensweise führt zur Überzeugung, die Renaissance könne nur in ihrer ästhetisierenden Dimension richtig verstanden werden: Sie sei „nicht eine ästhetische Überhöhung der Gegenwart mit ihren eigenen Mitteln, sondern eine Verklärung in einer längst abgestorbenen Kultur, der Antike. Die ästhetische Weltflucht der Renaissance ist Humanismus“ (ebd.: 53). Daher kritisiert König die „erosbeflügelten[n] antikisierende[n] Romantik der Renaissance“ und überträgt auf die Humanisten die Kernargumente der Schmittschen Romantikkritik: Okkasionalismus und mangelnde Ernsthaftigkeit (Schmitt 1925). Dies ist besonders bei der Beschreibung von Petrarcas Weltanschauung offensichtlich:

„[Petrarca] schwankt hin und her zwischen verträumter Idylle und heroischem Aufschwung, wobei beides eingeschlossen bleibt in seine Innerlichkeit, wie auch die Natur bei seiner vielgepriesenen Besteigung des Mont Ventoux ihm nur Auslösehebel subjektiver Reflexionen wird. Diese Verwandlung der Welt in eine Gelegenheit zum ästhetischen Selbstgenuss muss aber eine große Unsicherheit in sein Verhältnis zu den Gestalten der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt hineintragen; er engagiert sich auch da nirgends und wird so im strengen Sinne zu einem politischen Romantiker, der sich bald für die neuerstandene römische Republik, bald für die Weltmonarchie begeistert – je nach den Gelegenheiten.“ (König 2013: 85)

Aus dieser Geisteseinstellung heraus lehne es die Renaissance ab, „genauso wie die spätere deutsche romantische Staatswissenschaft, den Weg vom Eros zum Logos zu Ende zu schreiten, insbesondere in Dingen des Staates“ (ebd.: 54). Sie ist also wesensbedingt zu politischem Realismus unfähig.

Königs Kritik am Humanismus nimmt somit einen etwas schrillen Ton an, der nicht zu Unrecht als ‚Humanismus-Schelte‘ beschrieben wurde. Der damit

erstellte Bezug zur Intellektuellenschelte der Zwischenkriegszeit (vgl. Bering 1982; Gallus 2022) hat umso mehr Sinn, als König hier wiederholt auf die Argumentation der „Wurzellosigkeit“ (König 2013: 84) des Renaissance-Humanismus zurückgreift. So schreibt er, dass „Humanismus zunächst literarischer und Bildungshumanismus ist. Gerade aus dieser spirituellen Verdünnung heraus gewinnt aber der Renaissancehumanismus etwas leiblos Schwankendes, was ihn gelegentlich gerade zum Werkzeug der Verderbnis macht“ (ebd.: 77). Dieses ‚leiblos Schwankende‘ ist nicht nur *geistig*, sondern für König durchaus auch *soziologisch* zu verstehen:

„[A]ls gesellschaftliche Landstreicher ziehen die Humanisten quer durch alle Gesellschaftsschichten hindurch und lockern damit die horizontalen Ordnungen, sie bauen ihr Bildungsreich auf wie eine religiöse Verheißung, streuen ringsum Unmut und Unzufriedenheit aus, so die große Unruhe des Renaissancemenschen noch mehr bestärkend. Durch den wesentlich ästhetischen Charakter dieser Verheißung wurde die Ordnung der Bildungsgesellschaft ferngehalten von der Gestaltung der konkreten Wirklichkeit, insbesondere auch der Dimension des Wirtschaftens und der ökonomischen Arbeit.“ (Ebd.)

Die Bilanz, die König über die humanistische Intellektualität zieht, mobilisiert ein Vokabular, das die Debatten zur sozialen Stellung der Intellektuellen in der Weimarer Republik noch einmal aufleben lässt:

„So also kommen wir zur Bezeichnung des praktischen Verstandes der Renaissance als einer Art mittlerer freischwebender Intellektualität, wobei sich das freie Schweben bis zur verrotteten Wurzellosigkeit steigern kann. [...] [S]ie ist frei ohne Ernst, d.h. aber sie ist freischwebend und wurzellos.“ (Ebd.: 84)

Unernst, freischwebend und wurzellos – Königs Urteil über die humanistischen ‚Intellektuellen‘ ist durchweg negativ.

Und als Kind seiner Zeit trägt Machiavelli notwendigerweise die gleichen Defekte in sich: Sein gesamtes Denken ist von okkasionalistisch-ästhetischen Impulsen getragen. Er wird unter Königs Feder zum „Ästhet der Gewaltsamkeit, der diese aus ihrer blicklosen Einsamkeit erlöst und ihren Waffen eine goldene und diamantengeschmückte Fassung gibt, sodass sie von nun an in wunderlicher Anrühigkeit zu strahlen beginnt“ (ebd.: 95).

All dies mündet im abschließenden Kapitel über „das Problem der Form“ in die (von Weickerts Arbeit genährte) Feststellung, dass „Machiavellis Lehre vom

50

Staat keine Theorie“ sei, „die auf das Leben hin ausgerichtet ist, vielmehr wird sie als Bild zum Kunstwerk, wobei alle Wirklichkeit in entscheidendster Weise ein für alle Mal aufgehoben und ausgelöscht ist vor den ganz andersartigen Forderungen der Form“ (ebd.: 232). Und in dieser Perspektive wird selbst der im letzten Kapitel des *Principe* formulierte Aufruf zu einer Befreiung Italiens von den Barbaren zum Ausdruck von Machiavellis „Wirklichkeitsblindheit“ (ebd.: 228):

„Seine krankhafte Euphorie trägt ihn über alle realen Probleme hinweg, durch das Exil ist er nicht nur in seiner Heimat, sondern in der Welt überhaupt ein Fremder geworden, der Möglichkeit und Wirklichkeit nicht mehr zu scheiden vermag und seine Wunschträume mit Realitäten verwechselt“ (ebd.: 230).

Das Fazit fällt somit durchgehend negativ aus: Machiavelli offenbart sich als „romantischer Träumer“ (ebd.: 227), und sein *Principe* ist als literarisches Kunstwerk bewundernswert, aber doch nur „der Roman des sterbenden Italiens“. Als strategischer Realist und Theoretiker der Politik ist Machiavelli grundlegend disqualifiziert.

### **3. Disqualifiziert durch seine Zeitgebundenheit: Wilhelm Waetzoldt und der italienische Machiavelli**

Genauso utopisch wie bei König erscheint Machiavellis Patriotismus auch in Wilhelm Waetzoldts Machiavelli-Studie aus dem Jahr 1944, aber dieses Mal aufgrund seiner ‚Unzeitmäßigkeit‘.

Wilhelm Waetzoldt gehörte zu den prominenten Kunsthistorikern der Zwischenkriegszeit. Ab 1912 war er Ordinarius für neuere Kunstgeschichte in Halle (vgl. Betthausen 2007), wechselte aber 1920 ins Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (vgl. Zilch 2004: 721). Seine Karriere als Ministerialbeamter kulminierte 1927 in der Ernennung zum Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, in dessen Amtszeit 1930 auch der Neubau des Pergamon-Museums fiel (vgl. Vierhaus 2008: 335). Einen breiteren Bekanntheitsgrad als Kunsthistoriker erreichte Waetzoldt 1935 mit seinem *Dürer und seine Zeit* (1935) und drei Jahre später mit einer Studie zu Hans Holbein dem Jüngeren (1938b), sowie im gleichen Jahr mit einer Einführung in die „Kunstabstrachtung“ unter dem Titel *Du und die Kunst* (1938a).

Seine Auseinandersetzung mit Machiavelli beschreibt Waetzoldt im „Vorwort“ zu seinem Buch von 1943 als eine alte Angelegenheit, da er bereits 1907 als wissenschaftlicher Stipendiat am kunsthistorischen Institut in Florenz mit der „Anlage eines Zettelverzeichnisses der Bildnisse Machiavellis“ beauftragt worden sei. Dies führt im ersten, eröffnenden Kapitel seines Buches zu einer immer noch aktuellen Untersuchung der Machiavelli-Bildnisse – mit der etwas traurigen Erkenntnis, dass wir kein zu Lebzeiten gemachtes Bild von Machiavelli besitzen: Selbst die treueste Abbildung von ihm – die farbige Terracotta-Büste im Palazzo Vecchio in Florenz – wurde anhand seiner Totenmaske angefertigt (ebd.: 16).<sup>6</sup> Unbestreitbar bringt das Machiavelli-Buch einen längeren Bogen in Waetzoldts Leben zum Abschluss: von seinem Aufenthalt am kunsthistorischen Institut in Florenz (1907/08) über sein „wohl schönstes, weil persönlichstes Buch“ (Betthausen 2007: 473) zu den „Wandlungen der Italiensehnsucht“ von 1927 bis zu seiner Studie über Machiavelli von 1943 – die Faszination für Italien zieht sich wie ein roter Faden durch sein Werk.

Wilhelm Waetzoldt erhebt 1943 explizit nicht den Anspruch „neue Ergebnisse der Machiavelli-Forschung im engeren Sinne“ zu bieten, „vielleicht aber eine neue Betrachtungsweise [zu entwickeln], deshalb neu, weil sie die eines Kunsthistorikers ist“ (Waetzoldt 1943: 11). Diese Formulierung ist nicht als Bescheidenheitserklärung zu lesen, sondern als programmatische Behauptung, die der nächste Satz auch apodiktisch formuliert: „Unlösbar läuft der glänzende Faden der Kunst durch das bunte Gewebe der Kultur“ (ebd.). Waetzoldts Hauptintention besteht somit darin, Machiavelli nicht als isoliertes Genie darzustellen, sondern als Kind der Kultur seiner Zeit. In seiner Dürer-Studie von 1935 hatte Waetzoldt bereits den allzu analytischen „Biographismus“ des 19. Jahrhunderts kritisiert und verworfen (Waetzoldt 1935: 29): Im Unterschied zum obsessiv faktenfuchsenden Berufshistoriker hat, in dieser Perspektive, der Kunsthistoriker das Gesamtbild im Auge, und er weiß, dass der rein historische Blick durch den poetischen ergänzt werden kann und muss.

Dieser Ansatz verfolgt weniger das Ziel, Machiavellis Biografie detailgetreu nachzuvollziehen, sondern vielmehr, ihn historisch und kulturell zu verorten und im florentinischen Kontext seiner Zeit zu verstehen. Dies wird im dritten Kapitel über den „Mann und das Amt“ geradezu paradigmatisch durchgeführt: Auf den

---

<sup>6</sup> Zur Frage von Machiavellis bildlicher Darstellung vgl. auch Campi 2024a; 2024b.

ersten Seiten des Kapitels werden noch einmal die spärlichen Informationen zusammengeführt, die wir über Machiavellis Kindheit und sein Familienleben haben. Sehr schnell erschöpft sich aber Waetzoldts Interesse für Machiavelli als Individuum: „Damit sei es aber genug mit der *vita privata* Machiavellis in Helldunkelbeleuchtung. Im klaren Lichte steht allein seine *vita politica*“ (Waetzoldt 1943: 40) – nur dass diese letzte nicht individuell untersucht wird, sondern sich sofort auflöst in der Betrachtung der „goldenen Zeit der Hochrenaissance“, in die Machiavellis Leben fiel: „In den Jahren seines politischen Aufstiegs, zwischen 1500 und 1510 etwa, schütteten die Musen das Füllhorn ihrer Gaben über Florenz aus“ (ebd.). Daher besteht der Rest des Kapitels in einem kulturellen Spaziergang durch Florenz, der dem Weg folgt, den Machiavelli jeden Tag von seinem Haus in der Via Guicciardini zur Kanzlei im Palazzo Vecchio nehmen musste und der an verschiedenen Schlüsselwerken der Florentiner Renaissance vorbeiführte. Somit mündet das Kapitel am Ende in Betrachtungen zur kulturhistorischen Betrachtungsweise, indem Waetzoldt die Frage nach den „Brücken“ stellt, die „von den idealen Gefilden der Künste an das Ufer des Staatsmannes Machiavelli“ führen (ebd.: 43). Welcher Zusammenhang existiert zwischen der so eingehend dargestellten öffentlichen Kunst von Florenz und dem politischen Denker? Dieser Bezug ist explizit kein individueller, denn „von bildender Kunst hat Machiavelli nur ganz selten einmal gesprochen. [...] Seine Beziehungen zu den bildenden Künsten sind nur mittelbare“ (ebd.). Waetzoldts Vorgehensweise rechtfertigt sich also in einer Logik, die man wohl als ‚kontextualistisch‘ beschreiben darf:

„Machiavelli atmete in der kunstgesättigten Luft von Florenz. Wichtiger als gelegentliche dienstliche Inanspruchnahme für Beschlüsse der florentinischen Kunstverwaltung ist es, daß zwischen seiner Wesensart und der Kunst der Zeit eine Verwandtschaft im Lebensgefühl bestand. Die Kunst der Renaissance ist keineswegs stets heiter. In erster Linie ist sie erfüllt von dem Pathos des Umbruchs zwischen Alt und Neu. [...] Michelangelo zwang den Marmor, zu sagen von menschlicher Qual und menschlichem Ringen mit den Schicksalsmächten. Züge solcher ‚Terribilità‘ finden sich auch im Werke Machiavellis. Sein Denken ist von erbarmungsloser Härte.“ (Ebd.: 43–44)

Die oft notierte analytische Qualität, die kalte Objektivität von Machiavellis Schriften wird also hier nicht zuerst auf eine individuelle Qualität zurückgeführt, sondern auf den Geist der florentinischen Renaissance. Machiavelli ist ein Kind seiner Zeit und sieht die Welt wie die anderen seiner genialen Zeitgenossen.

Dies führt in einem zweiten Argumentationsstrang dazu, Machiavelli weniger als großen Denker denn als großer Stilisten und Dichter zu lesen. Das Hauptargument besteht darin, dass Machiavellis ganzes Werk vor allem auf Fantasie und nicht auf Realismus fußt:

„Machiavellis Einbildungskraft diese stets rege Seelenmacht machte nirgends halt. Sie ergriff alles Menschliche, fühlte es nach und sah es in geschichtlichen Situationen Gestalt gewinnen. Dabei trugen die Flügel der Fantasie auch den ‚Realpolitiker‘ und Geschichtsschreiber Machiavelli über die gefühlte Wirklichkeit hinaus.“ (Ebd.: 103–104)

Doch den Dichter Machiavelli stellt Waetzoldt in eine Reihe mit Boccaccio, Matteo Bandello oder Francesco Berni. Und über den „Stil Machiavellis“ (so der Titel des 16. Kapitels) ist er voll des Lobes:

„Machiavellis Gedanken schwingen sich von Satz zu Satz, so leicht und elegant, wie Brunelleschis Bogen von Säule zu Säule. [...] Das künstlerische Moment im Stile Machiavellis kann gar nicht deutlich genug gesehen werden. Mancher Widerspruch in seinen Gedankengängen [...] [ist] aus der Formkraft und Formlust des Schriftstellers geboren. Machiavelli war zu sehr Künstler des Wortes, als dass er auf eine besondere geistreiche Formulierung zugunsten einer weniger vollendeten, dafür aber vielleicht der Wahrheit näherkommenden hätte verzichten können.“ (Ebd.: 182–183)

In der damit entwickelten Logik überrascht es aber kaum, dass Waetzoldt auf den folgenden Seiten sowohl Marianne Weickerts wie auch René Königs Bücher positiv und ausführlich rezipiert und zum Schluss zu einem disqualifizierenden Urteil über Machiavellis Buch als Klassiker der Politik kommt:

„Als Handbuch der politischen Technik hat der ‚Principe‘ zweifellos versagt, aber als ‚Roman des sterbenden Italiens‘ (René König), als künstlerisch geformter Ausdruck persönlichen Lebens- und allgemeinen Weltgefühles gewann dieses Buch jene Leuchtkraft, die sich ebenso wenig erschöpft, wie die Bezauberung, die ein großes Historienbild, etwa Piero della Francescas ‚Niederlage des Maxentius‘ ausstrahlt.“ (Ebd.: 188)

Eine dritte, parallel zu den zwei anderen verlaufende Argumentationslinie führt Elemente eines kulturkritischen Ansatzes ein, der – abgestützt auf Albert E. Brinckmanns *Geist der Nationen* (1938) – scharf zwischen den verschiedenen Kulturen Europas trennt und somit auch rassentheoretischen Argumenten nicht völlig verschlossen ist: so wenn Waetzoldt auf Machiavellis „blutgebundene und

bewußte Latinität“ verweist, wie er auch in seinem *Dürer*-Buch den christlichen Ritter des Mittelalters auf die „Urinstinkte der germanischen Rasse“ zurückgeführt hatte (Waetzoldt 1935: 116). Und in die gleiche Richtung geht dann auch das sehr negative Frankreichbild, das im Kapitel über Machiavellis Tätigkeit als Diplomat durchscheint: Die Franzosen seien für Machiavelli zu „frivol und mehr heftig als kräftig“ gewesen. Es scheint jedoch vor allem der Autor Waetzoldt zu sein, der unmittelbar hinzufügt: „Durch Machiavellis Schilderung von dem reichen Frankreich und seinen bis zum Geiz sparsamen Bewohnern, schimmern typisch französische Wesenszüge durch, die man unter dem Begriff des ‚Rentnerideals‘ zusammengefaßt hat“ (Waetzoldt 1943: 69).

In diesem Zusammenhang kommt Waetzoldt auch auf Machiavellis Patriotismus zu sprechen. Wenn er im Florentiner einen „glühenden Patriot“ (ebd.: 177) ausmacht, so stellt er gleichzeitig fest, dass auch seine „nationale Tendenz“ „zeit- und traditionsgebunden“ gewesen sei (ebd.: 114). So übernehme er von Petrarca das Schlagwort, Italien von den Barbaren zu befreien, doch sei sein politisches Programm darüber hinaus „nirgends klar ausgesprochen“ (ebd.: 115).

Zudem leidet Machiavellis Patriotismus in Waetzoldts Augen an einem zweifachen Defekt. Einerseits entgeht ihm die demokratische Dimension der nationalen Idee:

„Er betrachtet das staatliche Leben von der Höhe des Staatsmanns her, er kennt nicht die ergänzende Perspektive aus der Tiefe des Volkes. [...] Erst das 19. Jahrhundert hat die ‚öffentliche Stimmung‘ als Großmacht im politischen Leben erkannt und entwickelt. Die ethischen Probleme des Fürsten sind Machiavelli vertraut, die der Volksgemeinschaft mussten ihm fremd bleiben, kannte er doch nur den Machtstaat, nicht aber den Volksstaat.“ (Ebd.: 116)

Und wegen der gleichen Unzeitgemäßigkeit musste auf der anderen Seite auch seine patriotische Kriegskunst versagen. Waetzoldt gesteht ihm zwar zu, dass die Idee des „Volkes in Waffen“, Machiavellis „fruchtbarster“ Gedanke, „seine positivste politische Konzeption“ darstellt (ebd.: 191). Auch wenn die militärtechnische Dimension bereits bei der Veröffentlichung teilweise „überholt“ gewesen sei, so sei die ideologische Dimension immer noch aktuell: „Was aber blieb und was sich als zukunftsweisend erwiesen hat, ist das hohe Ethos und die heiße Vaterlandsiebe Machiavellis“ (ebd.: 193). Doch sei seine Überzeugung, der Soldat müsse „der Sache, für die er sich opfern soll, innerlich verbunden sein“, müsse „Vaterlandsverteidiger“ sein (ebd.: 196), zu früh formuliert worden:

„Hier blicken wir tief hinein in die wahre Tragik Machiavellis. Seine Zeit war nicht reif, das, was er richtig gedacht hatte, auch richtig zu verwirklichen. Der Idee vom Volk in Waffen gehörte zwar die Zukunft, die Gegenwart aber gehörte noch den Söldnerheeren.“ (Ebd.: 198)

#### 4. Wohin führt dies alles?

Mit den Texten von Weickert, König und Waetzoldt kristallisiert sich in den 30er und 40er Jahren ein Diskurs heraus, der sich eindeutig gegen die Idee einer Aktualität Machiavellis im 20. Jahrhundert positioniert. Die Radikalisierung dieses Diskurses muss klar gesehen werden. Bei Marianne Weickert ist die Disqualifikation noch als Lob formuliert: Der *Principe* ist ein in sich geschlossenes Kunstwerk, das man als *Buch* nur als ästhetisch einheitliches Ganzes verstehen kann. Jeder Versuch einzelne Argumente aus dem Traktat zu isolieren, führt so verstanden unweigerlich zu einer Verfälschung von Machiavellis Ideen. Die Hauptargumente dieses ‚morphologischen‘ Ansatzes werden von König und Waetzoldt explizit übernommen, aber auch radikalisiert und ausgeweitet. Machiavelli wird bei König zum wurzellosen politischen Ästhet, dem die utopische Logik seines ‚Romans des sterbenden Italiens‘ wichtiger ist als die politischen Tatsachen. Und Waetzoldt übernimmt die Analyseelemente der beiden vorhergehenden Autoren – die er auch explizit erwähnt –, um Machiavelli als grundlegend ‚unzeitgemäss‘ darzustellen, fügt der ästhetisierenden und der historischen Kritik an Machiavelli aber noch eine kulturkritische Dimension hinzu, die den italienischen Horizont gegen den germanischen ausspielt.

Kommen wir in unser Arsenal zurück, stellt sich die Frage, was der Zeugwart mit diesen kritischen Berichten über den Zustand der goldenen Kanone macht. Nimmt er sie ernst, dann sollte die Kanone ausgemustert werden oder zumindest nicht mehr im aktiven Kampf zum Einsatz kommen, sondern nur noch wegen ihrer musealen Qualitäten aufbewahrt werden. Dies ist aber im Falle der ‚Machiavelli‘ offensichtlich nicht geschehen. Die ‚Expertenberichte‘ wurden also gelesen, etwas erstaunt diskutiert und dann wieder auf die Seite gelegt.

Um diesen Vorgang besser zu verstehen, scheint es nötig, eine weitere Analyseebene einzubeziehen, nämlich die Frage der Rezeption. Damit verschiebt sich die Dynamik: Der Zeugwart fragt sich dann nach der Lektüre des jeweiligen Expertenberichtes nicht, ob dessen Inhalt richtig oder falsch ist, sondern warum der

Experte bei der Verfassung des Berichtes so schlecht gelaunt war. In dieser Logik sagt der Bericht mehr über den Berichtenden als über das Berichtete aus. Genau diesen Ansatz offenbarte Herfried Münkler, 2010, als er auf den Kontext zurückkam, in dem er seine Dissertation zu Machiavelli (Münkler 1982) unternommen hatte: „Die Stellungen waren nach wie vor durch Hans Freyer und René König abgesteckt, und beide hatten ihre Machiavelli-Bücher im Hinblick auf Mussolini und Hitler, sowie die Positionierung der damaligen Intellektuellen zu ihnen geschrieben. Das konnte und sollte, meinte ich, nicht das letzte Wort zu Machiavelli sein“ (zitiert in Mehring 2011: 545) Somit wurde dann der Akte ‚Machiavelli‘ im ideengeschichtlichen Archiv, in dem alle Berichte über das Arsenal aufbewahrt werden, 1982 ein weiterer Bericht über das Florentiner Kronjuwel hinzugefügt...

## Literatur

- Ady, Cecilia M(ary), 1938: Short Notices - Marianne Weickert, Die literarische Form von Machiavellis „Principe“. In: *The English Historical Review* LIII (CCX), 339–340; <https://doi.org/10.1093/ehr/LIII.CCX.338-b>, 15.05.2025.
- Bering, Dietz, 1982: *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes*, Frankfurt (Main).
- Betthausen, Peter, 2007: Waetzoldt, Wilhelm. In: Ders. (Hg.), *Metzler-Kunsthistoriker-Lexikon: 210 Porträts deutschsprachiger Autoren aus vier Jahrhunderten*, Stuttgart.
- Bigongiari, D., 1938: Notices of Other Recent Publications. Die literarische Form von Machiavellis „Principe“: Eine morphologische Untersuchung. By MARIANNE WEICKERT. (Würzburg, Konrad Triltsch, 1937, PP. v,II8, 3.60 M.). In: *The American Historical Review* 44 (1), 202.
- Bluhm, Harald / Fischer, Karsten / Llanque, Marcus, 2011 (Hg.): *Ideepolitik: geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte*, Berlin.
- Brinckmann, Albert E., 1938: *Geist der Nationen: Italiener, Franzosen, Deutsche*, Hamburg.
- Buck, August, 1938: Marianne Weickert, Die literarische Form von Machiavellis „Principe“. Eine morphologische Untersuchung. Würzburg, Triltsch. 1937. Gr. 8°. V, 118 S. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 58, 629–630.

- Campi, Alessandro, 2024a: L'iconographie de Machiavel au fil des siècles: un parcours et un programme de recherche. In: Alessandro Campi / Frédérique Dubard de Gaillardbois (Hg.), *Machiavel imaginaire: histoire d'un cliché*, Paris, 1–23.
- Campi, Alessandro, 2024b: *Machiavelliana. Immagini, percorsi, interpretazioni*, Soverria Mannelli.
- Eberle, Henrik, o.J.: *Wilhelm Waetzoldt. Catalogus Professorum Halensis*. <https://www.catalogus-professorum-halensis.de/waetzoldtwillhelm.html>; 15.05.2025.
- Freyer, Hans, 1923: *Theorie des objektiven Geistes: Eine Einleitung in die Kulturphilosophie*, Leipzig / Berlin.
- Gallus, Alexander, 2022: *Intellektuelle in ihrer Zeit: Geistesarbeiter und Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert*, Hamburg.
- Hidalgo, Oliver / Höntzsch, Frauke / Salzborn, Samuel, 2012: Politische Ideengeschichte als Theorie der Politikwissenschaft. In: *Politisches Denken Jahrbuch 22*, 175–200.
- König, René, 1998: *Schriften*, Bd. 3: *Kritik der historisch-existenzialistischen Soziologie. Ein Beitrag zur Begründung einer objektiven Soziologie*, Opladen.
- König, René, 2013: *Schriften*, Bd. 4: *Niccolò Machiavelli. Zur Krisenanalyse einer Zeitenwende*, Wiesbaden.
- Llanque, Marcus, 2008: *Politische Ideengeschichte - ein Gewebe politischer Diskurse*, München.
- Llanque, Marcus, 2010: Hermann Heller als Ideenpolitiker: politische Ideengeschichte als Arsenal des politischen Denkens. In: Ders. (Hg.), *Souveräne Demokratie und soziale Homogenität: das politische Denken Hermann Hellers (= Staatsverständnisse 33)*, Baden-Baden, 95–118.
- Mehring, Reinhard, 2011: Machiavelli oder Odysseus? Über alte und neue Intellektuelle. In: Harald Bluhm / Karsten Fischer / Marcus Llanque (Hg.), *Ideenpolitik: geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte*, Berlin, 545–561.
- Münkler, Herfried, 1982: *Machiavelli. Die Begründung des politischen Denkens der Neuzeit aus der Krise der Republik Florenz*, Frankfurt (Main).
- Roques, Christian E., 2018: Machiavelli im Dienst der Gegenwart. Hans Freyers Machiavelli-Auslegung von 1938. In: Gérard Raulet / Marcus Llanque (Hg.), *Geschichte der politischen Ideengeschichte*, Baden-Baden, 253–273.
- Schmitt, Carl, 1925: *Politische Romantik*, München.

- O. V., 2008: Waetzoldt, Wilhelm. In: Rudolf Vierhaus (Hg.), Deutsche biographische Enzyklopädie (DBE), Bd. 10: Thies – Zymalkowski, München, 335.
- Villari, Pasquale, 1877: Niccolò Machiavelli e i suoi tempi. Illustrati con nuovi documenti, Firenze.
- Waetzoldt, Wilhelm, 1927: Das klassische Land. Wandlungen der Italiensehnsucht, Leipzig.
- Waetzoldt, Wilhelm, 1935: Dürer und seine Zeit, Wien.
- Waetzoldt, Wilhelm, 1938a: Du und die Kunst: Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte, Berlin.
- Waetzoldt, Wilhelm, 1938b: Hans Holbein der Jüngere. Werk und Welt, Berlin.
- Waetzoldt, Wilhelm, 1943: Niccolò Machiavelli, München.
- Weickert, Marianne, 1936: Die literarische Form von Machiavellis „Principe“. Eine morphologische Untersuchung, Würzburg.
- Ziegler, Rolf, 1998: In memoriam René König. In: Oliver König / Michael Klein (Hg.), René König, Soziologe und Humanist: Texte aus vier Jahrzehnten, Opladen, 20–32.
- Zilch, Reinhold, 2004 (Hg.): Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817–1934/38. Band 12/II. 4. April 1925 bis 10. Mai 1938. Acta Borussica neue Folge, Hildesheim / Zürich / New York.